

Kunsthistoriker eine Assoziationspraxis erschloß, die der seinen an leidenschaftlicher Wendigkeit überlegen ist. (Für alle Teilnehmer ein Glanzpunkt der Tagung.)

Am zweiten Tag sprach Robert Suckale über Wilhelm Pinder, jedoch weniger im Zusammenhang mit der deutschen Kunstwissenschaft seit 1945, wie der Titel verhiieß, sondern über einen Totgeschwiegenen, weshalb zu hoffen ist, daß dieses Referat umfassendere Untersuchungen anregen wird. Ein Desiderat, dem angesichts der wieder auftauchenden völkischen Gesichtspunkte besondere Dringlichkeit zukommt. Otto K. Werckmeister versprach den Brückenschlag von der Kunstgeschichte zur politischen Geschichte, zog es aber vor, allgemeine Überlegungen über Urteilsbefangenheit und ökonomische Bewertungsmechanismen anzustellen. Die freie Rede begünstigte den Kunstgriff des Andeutens. Analogien zwischen der politischen Selbstdarstellung der Bundesrepublik und ihrer kunstpolitischen Schaustellung in der Kasseler „documenta“ versuchte Matthias Eberle herauszuarbeiten. Er konnte nachweisen, daß die proklamierte „Freihaltung der Wege ins Künftige“ (Haftmann) in der Auswahlpraxis nur bedingt befolgt wurde. „Moderne als Paradigma“ — Bernd Growe überraschte, als er unter diesem Titel eine fundierte Analyse der kunstwissenschaftlichen Position von Max Raphael vorlegte, wobei er den subtilen Formanalytiker — am Beispiel Cézannes — stärker hervorhob als den Autor des Modellversuches einer vielschichtigen Bildmonographie (Corots „Römische Landschaft“).

Ob der Moderne paradigmatischer Rang zukommt und worin dieser besteht, wurde auch von der Diskussion nicht schlüssig beantwortet. Das mag daran liegen, daß das gleitende Terrain der Postmoderne nur hier und da anvisiert, aber weder von Referenten noch von Diskutanten thematisiert wurde.

Werner Hofmann

Plenarsitzung:

Die Kultur im Preußen Friedrichs des Großen

Wissenschaftliche Arbeit über die Kunst in Brandenburg-Preußen ist behindert durch die politischen Verhältnisse. Es ist schwer, die Quellen zu studieren und den Kontakt mit den in der DDR tätigen Kollegen zu pflegen. In West-Berlin über friderizianische Kunst zu konferieren, ohne Spezialisten aus der DDR dazu einladen und ohne eine Exkursion nach Potsdam unternehmen zu können, ist absurd. Der Zusammenhalt, der durch den gleichen Gegenstand der Beschäftigung dennoch besteht, muß deshalb untergründig sein und hat folglich einen anderen Charakter als die normale Kollegialität.

Erforschung der lokalen Geschichte, auch der von Kunst und Kultur, ist hier wohl mehr als anderenorts der Versuch, die Ursprünge einer sehr merkwürdigen Gegenwart zu verstehen, die zum Beispiel ein nach 1945 geradezu weggeworfenes Denkmal Friedrichs des Großen fünfunddreißig Jahre später wieder an seinen angestammten Ort stellt und ein Geschichtsmuseum aus dem Boden zu stampfen sich zutraut, nachdem vorher mit gleicher Forschheit Dokumente der Geschichte beseitigt worden sind.

Vor diesem Hintergrund konnte die Sektion weder stolzer wissenschaftlicher Leistungsbericht sein noch selbstbewußte Besichtigung einer glanzvollen Schatzkammer, die in Tradition gründet und solche stiftet.

Alle Arbeit über das Verhältnis Friedrichs des Großen zur Kunst beruht zu einem wesentlichen Teil auf Forschungen der Vorkriegszeit, sogar der Kaiserzeit, bei denen die Bewunderung für die politische Leistung des Königs das Gesamtbild trotz einzelner kritischer Feststellungen eingefärbt hat. Inzwischen ist ein Abstand von dieser Sicht gewonnen worden. Alle Vorträge der Sektion waren durch eine nüchterne, von Hagiographie wie von Denunziation gleich weit entfernte Betrachtung des Gegenstandes gekennzeichnet und durch eine behutsam korrigierende Behandlung des Phänomens Friedrich der Große, das sich nicht aus dem Zentrum dieses Arbeitsgebietes verdrängen läßt. Auch dort, wo wie bei Frank Büttners Referat über Christian Bernhard Rode ein der bürgerlichen Aufklärung verpflichteter Künstler den Gegenstand bildete, war der König als eine eher negative Größe gegenwärtig, weil er das neue Geschichtsbewußtsein dieses Malers zwar mit angeregt, nicht aber durch Verständnis und tatkräftige Hilfe gefördert hat.

In den drei Referaten von Tilo Eggeling, Reinhard Wegner und Fritz Eugen Keller, die sich mit der friderizianischen Baukunst beschäftigt haben, wurde übereinstimmend nachgewiesen, daß der König das Bauwesen in Berlin und Potsdam noch stärker als bisher angenommen bestimmt hat, vor allem durch die Anordnung von Kopien nach existierenden Bauten, wobei solch eklektisches Denken seiner Mentalität als Kunstsammler entsprach. Über die Wege, auf denen Anregungen vom König aufgenommen, umgesetzt und über die Künstler — oft nicht ohne Brüche in der Gestaltung — verwirklicht worden sind, konnten neue Einsichten gewonnen werden. Margarete Jarchow untersuchte in ihrem Referat das Verhalten des Königs bei der Leitung der Porzellanmanufaktur als Unternehmen, das gewinnbringend wirtschaften mußte, und wies auf dem Gebiet des Kunstgewerbes Anpassung an vorherrschenden Geschmack und damit die Grenzen für eine freie, den Geschmack formende Gestaltung auf.

Leider fehlten in dem Spektrum der Referate Skulptur und Gartenkunst. Für die übrigen Gebiete machten die Beiträge übereinstimmend deutlich, daß das friderizianische Rokoko kein formal einheitlicher Stil ist, der die künstlerische Kultur eines ganzen Landes bestimmen konnte, sondern daß sehr verschiedenartige Gestaltungen hervorgebracht worden sind, deren Ursprung im zweckgerichteten Willen des Königs zu suchen ist. Nur von diesen Zwecken her kann das friderizianische Rokoko als Einheit begriffen werden.

Helmut Börsch-Supan

Plenarsitzung:

Restaurieren oder Renovieren? Denkmalpflege am Scheideweg

Eine wachsende Diskrepanz zwischen den theoretischen Grundsätzen der Denkmalpflege und der landauf — landab zu beobachtenden Praxis umfassender Erneuerungen bei erheblichen Substanzverlusten wurde in allen Beiträgen konstatiert. Hubel („Neuheitswert und Sakralität. Zur Problematik der kirchlichen Denkmalpflege“) forderte nach einer Analyse ausgewählter Maßnahmen (darunter Vierzehnheiligen) eine stärkere Konzentration auf konservatorische Entscheidungen, während derzeit zu viel interpretiert und zu wenig für die historische Substanz getan werde. Reichwald („Der Restaurator: ein Berufsstand oder Pseudoarthrose?“) informierte über den aktuellen Stand bei